

Aalener Jahrbuch 1990

Herausgegeben vom Geschichts-
und Altertumsverein Aalen e.V.

Bearbeitet von Karlheinz Bauer

Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Aalen im Urteil der Zeitgenossen

Karlheinz Bauer

Recht unterschiedlich sind die Eindrücke, welche die Stadt Aalen und ihre engere Umgebung zu allen Zeiten bei Fremden und Einheimischen hinterlassen hat. Es ist heute nicht ohne Reiz, einige ausgewählte Zeugnisse sprechen zu lassen.

In seiner „Cosmographia oder Beschreibung der ganzen Welt“ schrieb Sebastian Münster 1544: Das „Kochertal ist ein gut Ländlein, hat Vögel, Fisch, Wildbret, viel Ochsen zum Ackerbau, viel Vieh, gut Korn, Hafer und Obst . . . In diesem Tal liegt Aalen, ein Reichsstadt.“ Das Welland „ist fruchtbar genug, hat aber kein Wein, hat nur Dörfer“. Vom Härtsfeld heißt es: „Dies Land ist rauh, hart, gebirgig und ungeschlacht, hat kein Weinwachs und auch wenig Wasser, dann so viel man in Zisternen sammlet von Regen und Schnee. Zeucht aber viel Korn und andere Frücht, Ochsen, Roß, Schaf. Es hat viel Holz.“¹

Aalen – „ein gar alte Stadt des Lands“! Diese Feststellung traf Matthäus Merian im Jahre 1643 in seiner „Topographia Sueviae“. Auch zitierte er die Versionen Aulen, Ala oder Ola, wie die Reichsstadt, „so im Kochertal gelegen“, im Volksmund genannt wird. Er bezog sich auf die Sage „von des Kaisers Friderici Barbarossae Hof, den er allhie, wo jetzt die Bergwerkgruben und Schloßgräben gesehen werden, gehabt“ habe und berichtete vom „Kocherfluß, in welchem die Aale häufig gefangen werden“. Ferner „solle vorhin an diesem Ort, wo die Stadt stehet, ein breiter See gewesen sein bis nach Wasseralfingen“. Den weiteren Verlauf städtischer Geschichte faßte er zusammen: „Es hat vor Zeiten das ganze Albuch hieher . . . unter die Regierung des Grafen von Oettingen gehöret, von dem diese Stadt dem Grafen Eberhard von Württemberg . . . versetzt worden, die aber folgendes Kaiser Karl IV. anno 1360 belagert, erobert und an das Reich gebracht hat. Und hat D. Jacobus Andreae anno 1575 da reformiert. Es hat diese Stadt in dem nächsten Teutschen Krieg viel ausgestanden, . . . so damals guten Teils abgebrannt gewest sein solle.“²

In seinem Traktat über die deutschen Reichsstädte von 1687 bemerkte Philipp Knipschild: „Jetzt ist Aalen eine Reichsstadt und erkennt niemand über sich als den Kaiser und das Reich. Sie ist in der Matrikel des Reiches enthalten und besitzt Sitz und Stimme in den Reichs- und Kreistagen.“³

Georg Wilhelm Zapf, als ehemaliger Schreiber an der städtischen Kanzlei ein gründlicher Kenner Aalens, schilderte 1778 seine Erlebnisse und Erfahrungen. Aalen „ist ein kleines Städtchen in einem Tal, auf allen Seiten mit Gebirgen und Wäldern umgeben . . . Das Städtchen ist klein und ich war bald herum. Der Ort hat freilich nicht viel

Merkwürdiges, wenigstens verdient nicht alles Aufmerksamkeit . . . Dieses Städtchen hat eine einzige kurze Hauptstraße und zwei Tore und ist nicht nach der neuesten Art gebaut. Die übrigen Straßen und Gäßchen sind irregulär. Ein kleines Bächchen läuft mitten durch den Ort und teilt sich in zwei Arme, welche aber am Ende wiederum zusammen kommen. Der Vorteil ist, daß man dieses kleine Wasser bei einer Feuersbrunst so stark anschwellen, daß der ganze Ort unter Wasser gesetzt werden kann. Dieses Städtchen wird ungefähr . . . 300 Bürger stark sein . . . Man findet in manchem Hause drei bis vier Haushaltungen . . . Die Kirche ist ganz neu . . . Das Städtchen hat keine sonderlich merkwürdigen Gebäude. Das Rathaus ist zwar groß, aber in Riegel gebaut und in ein Wirtshaus eingezapft. Die Kanzlei ist auch unter den großen Gebäuden, aber ein Winkelwerk. Im Äußerlichen hat sie mehr Ansehen als das Rathaus. Es befindet sich auf derselben das Archiv, aber sehr unbedeutend . . . Auf der Kanzlei sind auch einige Bücher . . . Reisende dürfen diese Bücher nicht sehen, denn sie finden nichts, gar nichts, das würdig wäre, bemerkt zu werden . . . Der Spital, schlechter als manches Privathaus, das Pfarr- und Diakonathaus sind versteckt, vermutlich daß diese Herren desto ungestörter im Studium sein und tiefen gelehrten Untersuchungen obliegen können . . . Das Schulhaus ist –, ich wollte nicht glauben, daß es die Schul sei . . . Unter den Privatgebäuden ist die Post das sehenswürdigste und außer dieser sind noch einige, welche dem Städtchen Ansehen geben . . . Die Nahrung des Städtchens besteht in der Viehzucht, und fast jeder Bürger hält eine oder zwei Kühe, denn sie haben gute Äcker und Wiesen und wenige sind, welche nicht wenigstens eine Wiese und einen Acker hätten. Die Krautgärten sind gleichfalls unter der Bürgerschaft verteilt und jeder hat ein oder zwei solcher Länder. Um das Städtchen sind ziemlich viele Gärten und fast jeder Einwohner hat einen solchen Garten. Überhaupt genießen die Bürger ein ländliches Leben, sind vergnügt mit dem, was sie haben und bauen ihre Felder gut an . . . Es hat einige reiche Bürger, einen großen Teil mittelmäßiger und viele Arme . . . Die Lebensart ist sehr einfach und man kennt wenig Pracht . . . Das Volk ist in seinem Charakter noch etwas roh und grob, und die Sitten sind etwas noch Unbekanntes; nur bei einigen findet man hin und wieder feinere Sitten. Inzwischen sind diese Leute sehr dienstfertig und eifrig. Die ganze Gegend lobt sie . . . “⁴

Ein Karlsruher Gelehrter, der Naturforscher Heinrich Sander, reiste im Herbst des Jahres 1779 mit dem Pferd durch Schwaben. Seine reichhaltigen Beobachtungen und Eindrücke hat er später in gedruckter Form wiedergegeben. Darin kommt Aalen gewiß nicht schlecht weg: „Ich muß dieser Reichsstadt viel Gutes nachsagen. Sie ist klein, aber wohl eingerichtet. Sie hat keine Schulden und in den Kassen ist Geld. Die Lebensart ist frei, munter und im geringsten nicht reichsstädtisch. Der Ort liegt so, daß beständig eine starke Passage nach Stuttgart, Nürnberg usw. ist. Alle Donnerstage vormittags ist Ratssitzung, und die Geschäfte gehen ihren ordentlichen Gang. Die Polizei ist gut und auf alles aufmerksam. Zum Beweis dient die wahre Bemerkung, daß ich in dieser Stadt in zwei Tagen nicht ein einziges Mal angebettelt worden bin, wie-

wohl ich gerade hier zur Kirchweih kam, wo den Leuten am Ende der mühsamen Feldgeschäfte Musik, Tanzen, Freischießen, Schmausereien usw. gestattet werden. Der Bürgermeister ist ein sehr vernünftiger Mann und behandelt zum Beispiel die Waldungen, die der Stadt gehören, mit der größten Sparsamkeit. Ehe die Ratssitzung anfängt, muß der Syndikus allemal einen Morgensegen vorlesen.“ Recht eingehend schilderte er den Bergbau dieser Gegend: „Auf dem Grund und Boden der Stadt sind die ergiebigen Eisengruben. Die ganze Gegend und jeder Feldweg hierum ist rot von Eisen. Man hat schon ganze Berge ausgehöhlt. Die Leute arbeiten neun Stunden und erhalten für die Stunde nicht mehr als zwei Kreuzer.“⁵

Aalens größter Sohn, der Dichter, Journalist und Musiker Christian Friedrich Daniel Schubart, betrachtete Aalen sein Leben lang als seine Heimat: „Aalen liegt in einer schönen Gegend und bietet durch seine Flüsse, Weiher, Wälder, Gebirge, kunstlose Gärten dem Gefühlvollen reichen Stoff zum Genusse der Natur . . . In dieser Stadt, die verkannt wie die redliche Einfalt schon viele Jahrhunderte im Kochertale genügsame Bürger nährt, wurd' ich erzogen. Hier bekam ich die ersten Eindrücke, die hernach durch alle folgenden Veränderungen meines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten.“⁶

Der Präzeptor an der Aalener Lateinschule, Johann Leonhard Rieger, ließ nach dem Franzoseneinfall von 1796 eine Schrift drucken, die neben einer genauen Schilderung der kriegerischen Ereignisse auch eine Beschreibung der Reichsstadt Aalen enthält: Die kleine Stadt „liegt in einem angenehmen und fruchtbaren Tale, . . . von einer Bergkette eingeschlossen . . . Ungefähr 3000 Einwohner leben in derselbigen, in einem Umfang von ungefähr 14 Morgen Ackers. Die Hauptstraße und die übrigen Gassen sind eng und irregulär gebaut, die Gebäude und Häuser klein und von Holz, die Stadtkirche ist das einzige massive Gebäude von Quadersteinen errichtet . . . Ihre Einkünfte sind äußerst gering . . . Die Quellen ihrer Einkünfte sind die Steuern der Bürger, ungefähr 400 an der Zahl, und der Untertanen, das Umgeld der Wirte und einige Weiler und Höfe. Die Finanzen sind also äußerst unbedeutend und gering. Nur die gute Ökonomie erhielt diese kleine Republik in einer blühenden Fortdauer . . . Der so hochgepriesene Reichtum der Stadt, den die Fama durch ihre Verbreitung vergrößert, ist ein leeres Phantom oder Hirngespinnst, das nur in den Köpfen einiger Prahler und Großsprecher existiert. Erst seit 30 Jahren fing der Handel und das Kommerz an aufzublühen. Bis auf diese Zeiten fühlte die Stadt die Folgen jenes unglücklichen Dreißigjährigen Krieges, der sie in einen Aschenhaufen verwandelte . . . Kein Handel in das Große, keine Manufakturen belebten bisher diesen Ort. Die meisten Einwohner besitzen Äcker, Wiesen und Gärten, die ihnen nicht auf ein halbes Jahr Lebensmittel verschaffen . . . Der Reichtum der Bürger kann also nicht sehr beträchtlich sein, denn höchstens erstreckt er sich bei einigen wenigen auf einige 20 000 Gulden. Die sittliche Kultur hat noch keinen großen Grad erstiegen; daher zum Teil die Nichtachtung und Geringschätzung echter und gründlicher Kenntnisse. Eine gewisse Art von Rohheit

und ein noch nicht genug gebildetes Wesen herrscht noch unter einer gewissen Anzahl von Einwohnern, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch gebildete und moralisch gute Menschen gefunden werden.“⁷

Den Dichter Johann Wolfgang von Goethe führte seine dritte Schweizer Reise am 3. November 1797 auch durch das Städtchen Aalen. Großen Eindruck schien das äußere Erscheinungsbild der Stadt und auch deren Umgebung auf den vielgereisten Schwärmer für klassische Schönheit nicht gemacht zu haben. Was dagegen seine Aufmerksamkeit um so mehr erregte, notierte er in seinem Tagebuch: „... über Mögglingen nach Aalen. Schöne Mädchen. Uhr mit einem Tobaksraucher. Chaussee mit Schlacken. Hoher Ofen. Wasseralfingen links. Stieg. Fruchtbar Land auf beiden Seiten. Leidensgeschichte. Ort in der Tiefe, gelber weicher Kalkstein an der Chaussee. Fruchtbare Höhen fahren fort, einzelne Eichen, Fichtenwald.“⁸

Ein sehr differenziertes Urteil fällte der Major Karl Roger von Ribaupierre über Aalen, als er 1802 im Auftrag des bayerischen Kurfürsten Max Joseph durch die Lande reiste. Der Major war ein aufgeklärter Herr und glühender Verehrer des Alten Fritz, hatte also für reichsstädtisches Leben wenig übrig. Aalen jedenfalls gefiel ihm nicht: „Es ist nicht leicht möglich, eine Stadt von schlechterem Ansehen aufzufinden: lauter häßliche ältere Häuser, einige Jahrhunderte alt, schmutzige Straßen mit Holz und Dünger belegt und kein Platz. Der reichste Mann in der Stadt besitzt nur 30 000 Gulden.“ Trotzdem mußte er eingestehen: „Dem ungeachtet hatte die Stadt sehr beträchtliche Kapitalien erspart, ... so daß die Schulden ganz unbeträchtlich sind.“ Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse schienen ihm zu imponieren: „Weder Adel noch Patriziat sind in dem Gebiete. Jeder Studierte hat dasselbe Vorrecht bei der Besetzung der Stellen, alles ist gleich, bei den Abgaben sowohl als im geselligen Leben. In dem kleinen Staate, ohne Reiche, ohne Verfeinerung, wo alles für seine Nahrung beschäftigt ist, kann alles dieses so bestehen und die Regierung gut sein“, und er muß hinzufügen, „was sie in der Tat auch ist“.⁹

Gegenüber den kritischen Stimmen mancher Zeitgenossen hoben sich die warmen Töne des Theologen und Schriftstellers Johann Gottfried Pahl bewußt und deutlich ab. Er fand 1802 in seiner „Nationalchronik der Deutschen“ nicht nur Worte der engsten Verbundenheit mit seiner Vaterstadt, vor seinen Augen leuchtete bereits die Vision einer neuen Blüte in der Entwicklung der geliebten Heimat auf: „In dem Osten von Schwaben, in dem freundlichen Tale, das der segensreiche Kocher durchströmt, liegt die kleine Reichsstadt Aalen, umgeben von einem engbeschränkten Gebiete, aber glücklich im Genusse des Wohlstandes, der die Folge der Arbeitsamkeit, des Spekulationsgeistes und der altdeutschen Einfalt ist. Noch bei Menschengedenken war der fruchtbare Boden, über den sich ihre Besitzungen ausdehnen, die einzige Nahrungsquelle ihrer Bürger. Aber allmählich breiteten die letzteren ihren Gesichtskreis auch in das Gebiet der städtischen Gewerbe aus. Es erwachte der Sinn für Industrie, Manufakturwesen und Handel; bald zeigten sich die Folgen in der allgemeinen Betriebsamkeit

und in dem sichtbar wachsenden Wohlstande; man bezog ferne Messen; der Mann, der mit der Heugabel hinter dem Wagen ging, ward in Venedig, Triest, Wien und Hamburg mit Achtung genannt, und die gute Stadt war, wie das prunklose Verdienst, ohne Zierde von außen, aber voll Kraft und Wert von innen. Dabei machten Gewohnheit und Sitte die Gesetze entbehrlich, und von einem Rate aus ihrer Mitte regiert, waren meine Mitbürger stolz und frei und glücklich. Kraft in Wort und Tat, Achtung für das Verdienst, unermüdbare Tätigkeit, Streben nach Erweiterung des geistigen Horizonts, herzvolle Teilnahme an dem Schicksale des leidenden Bruders und tiefe Ehrfurcht für dich, göttliche Gabe des Himmels, Religion. Das waren die Grundzüge in dem Gemälde ihres Charakters. Kurzsichtige Fremdlinge haben sich oft über diese grauen, hölzernen Häuser lustig gemacht, weil sie nicht vertüncht sind wie die neue Welt, und über diesen altdeutschen Kittel, weil er nicht in dem Geschmack der gaulenden, wandelbaren Mode zugeschnitten ist. Aber ich habe Höfe und Residenzen, große Handelsplätze und manches deutsche Athen gesehen, und nirgends fand mein Herz diese Sättigung als in dir, gute Stadt meiner Väter, nirgends lachte ein Tal mich freundlicher an als das, welches zu den Füßen deines Burgstalls liegt, nirgends fühlte ich mich lebendiger zum Genusse der ruhigen Natur bestimmt als unter den alten Eichen deines Rohrwangs und nirgends sah ich die hehre Zukunft jenes Lebens in meiner Empfindung kräftiger dargestellt als wenn ich zu dem Sankt Johannes, mit dem Lamme Gottes auf dem Arme, in deiner Gottesackerkirche hinaufschaute, während der feierliche Gesang der Gemeinde dahinschwamm.“¹⁰

Aalen führte als württembergisches Oberamtsstädtchen, das lange kaum mehr als 2000 Einwohner zählte, ein ziemlich verträumtes Dasein. Die Bevölkerung war arm; dennoch gehörte das Gemeinwesen zu den wenigen Städten, die 1803 schuldenfrei an Württemberg übergegangen waren.

Von seiner äußeren Erscheinung her machte das Städtchen einen recht bescheidenen Eindruck. So sehr heutzutage der Besucher alter Städte Fachwerkstrukturen liebt, so wenig Gefallen fanden solche Häuser in einer Zeit, da sich überall der Steinputzbau durchsetzte. Auch Philipp Ludwig Hermann Roeder ließ in seiner „Geographie und Statistik Wirtembergs“ von 1821 dieses Empfinden erkennen. Er schilderte Aalen als ein „ganz kleines Städtchen“ am Kocher, „der aber hier nur ein Bach ist . . . Das Städtchen hat eine schöne Kirche, altes Rathaus und meist schlechte Häuser, die von Holz in Fachwerk gebaut sind. Die Straßen sind von durchfließendem Wasser immer unrein. Das Städtchen ist mit hohen Mauern umgeben, dessen Gräben in Gärten umgeschaffen sind. Vor den zwei Toren sind Vorstädte mit etlichen Mühlen.“¹¹

Karl Julius Weber, der „Demokritos aus Hohenlohe“ oder auch der „Hohenlohische Voltaire“ genannt, bereiste am Anfang des 19. Jahrhunderts ganz Deutschland. Die Schilderungen seiner „Reise durch das Königreich Württemberg“ von 1826 enthalten ein Zeitgemälde voller Leben und Farbe. „Aalen könnte nicht schöner liegen“, so heißt sein berühmtes Zitat, mit dessen Hilfe früher ganze Generationen in Aalen für die

Stadt Fremdenverkehrswerbung betrieben. Allerdings fuhr der Verfasser in seinem Originalbericht etwas ungnädig fort, wenn er meinte, „das Städtchen selbst aber mit etwa 3000 Seelen gewährt einen widrigen Anblick“. Nach seiner Beobachtung ernährte sich die Bevölkerung „von Ackerbau und Viehzucht, Wollarbeiten, Gerberei und den Eisenwerken“. Doch sein Spott und eine humorvolle Ironie nahmen Aalens Reichsfreiheit aufs Korn: „Der Bürgermeister und die Senatoren Aalens hatten die Freiheit – ihren Mist selbst zu laden, selbst Stadtschreiber und Pfarrer konnten es tun . . . Aber lache man, das kleine verlachte Reichsstädtchen war doch das einzige, das fast schuldenfrei an Württemberg übergang und gewiß glücklicher als das große Nürnberg!“¹²

Diakon Hermann Bauer, der wichtige Jahre seines Lebens in Aalen verbrachte, gab 1852 eine erste zusammenhängende geschichtliche Darstellung der Stadt heraus. Überaus treffend äußerte er sich darin über den Ort seines Wirkens¹³:

„Die Stadt im ganzen präsentiert sich am besten vom Burgstall her und vom Bohlhügel; ihr fehlen aber einige stattlich hervortretende und ins Auge fallende Punkte; selbst der Kirchturm ist unverhältnismäßig niedrig und das kleine Rathaustürmchen mit der einzigen Stadtuhr verschwindet ganz. Von den Häusern heißt es in der Beschreibung von 1790, sie seien alle unbedeutend, durchgängig im Riegel erbaut und ganz ohne äußere Verzierung. Noch heute gilt dies besonders von der unteren Stadt und viele Häuser erinnern lebhaft ans Dorf; noch ländlicher waren die erst in neuerer Zeit (1809/10) über die Mauern hinaus verlegten Dungstätten, welche früher alle Gassen verunzierten. Die Stadtordnung von 1653 hatte bloß befohlen, den Markt und sonderlich die Vorgassen, wo es ein Pflaster hat, rein und sauber zu halten und die ungewöhnlichen Miststätten, auch Holzhaufen u. dgl. vor den Häusern, bevorab um die Kirche abzutun.

Neuerdings ziehen auch viele Häuser ein freundlicheres Gewand an, indem sie allmählich ihre früher überall entblößten Riegelwände nicht selten mit rot angestrichenen Balken, mit Verputz und Farbe decken. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist der bewohnbare Raum noch immer zu beschränkt und die Häuser sind höchst unbequem eingerichtet, mit finsternen steilen Treppen und schmalen Gängen, auch kleinen Stuben, die oft so niedrig sind, daß mancher hochgewachsene Mann im eigenen Gemach nicht kann aufrecht stehen.

Die Gassen waren von jeher unregelmäßig und eng, zum Teil floß der Stadtbach durch sie hin und füllte die Mitte, so daß nur schmale Fußwege an den Häusern hin trocken blieben. Diesem Übelstande, der ewigen Kot erzeugte, ist in den letzten Jahren durch allmähliche Fassung des Baches abgeholfen worden und es haben dadurch diese Straßen an Breite, Reinlichkeit und freundlichem Aussehen gar sehr gewonnen. Alte Verordnungen verbieten, kein Unlust in den Bach zu werfen oder zu kehren; die Metzger sollen nicht die Wampen und Eingeweide darin auswaschen, die Gerber nicht ihre Häute. Neuerdings wurden die meisten Gassen chaussiert und sind bei schlechtem

Wetter ansehnlich schmutzig, zumal da auch ein gutes Trottoir fehlt. Die nächtliche Beleuchtung [der Gassen] besorgen Mond und Sterne. Zwar wurden in den 1830er Jahren mehrere Laternen angeschafft, am Widerwillen der nicht beleuchteten Stadtteile aber scheiterte die Sache wieder, obgleich die winkeligen Straßen und der offene Stadtbach eine Beleuchtung sehr empfehlen müssen.

Da man in der ganzen Stadt bei geringer Tiefe auf Wasser kommt, so ist es unmöglich, gute Keller zu graben und es haben deswegen sämtliche Wirte ihre Hauptkeller unter einem Kellerhause außerhalb, wo der ansteigende Boden bessere Gelegenheit bot, meist verbunden mit einem Sommerbiergarten und Kegelbahn.

Für das Äußere der Stadt förderlich sind die Gärten, welche allmählich entstehen; zumal da in den Vorstädten meistens Raum zu Gärten zwischen den Häusern bleibt und gegenwärtig für Blumenkultur viel geschieht. Gerade der Umstand aber, daß immer noch auf verschiedenen Seiten Äcker und Wiesen bis an die Häuser sich erstrecken, tut einem städtischen Aussehen Aalens noch immer großen Eintrag.

Spaziergänge, außer den öffentlichen Wegen gibt es nicht, wohl aber öffentliche Vergnügungsorte in den zahlreichen Biergärten, besonders am Abhang der Hügel im Osten der Stadt. Unbedeutend und unbequem gelegen ist die Linde der Stadt vor dem neuen Tore. Doch war bis in dieses Jahrhundert hier besonders und auf der neuen Torbrücke der beliebteste Sammelplatz der Bürger nach Feierabend und besonders am Sonntagabend, um miteinander zu schwatzen. Hierher gehört wohl auch aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ein Ratsbefehl an den damaligen Provisor: er solle nicht unter das Tor gehen und rauchen mit den Bürgern, damit sich die Jugend nicht an ihm ärgere.

Unter den Polizeiverboten, welche ein Licht auf die Sitten und Gebräuche der Einwohner werfen, ist das Verbot des Tabaktrinkens [d. h. des Rauchens] im Jahre 1664 in der und um die Stadt bei 10 Gulden Strafe [zu nennen]. Den Krämern war verboten, Tabak zu führen und den Wirten das Rauchen zu dulden. Ja, schon der Besitz einer Pfeife war mit Strafe bedroht. Späterhin wurde das Verbot beschränkt auf die Gassen und gefährlichen Orte, in Ställen, auf den Balken, beim Dreschen und Futterschneiden.

Verboten waren alle unehrlichen Zusammenkünfte lediger Burschen, Lichtstuben, nächtliches Gassenlaufen und Zechen. Gegen unnötige Kleiderpracht bei ledigen und verheirateten Weibspersonen erging 1751 eine eigene Ratsverordnung. Darin werden die Kleider nicht nach der althergebrachten ehrbaren Tracht, sondern nach französischer Mode proskribiert [vorgeschrieben] und ein ganzes Register einzelner Putzstücke aufgezählt, von der Haube mit Seide und Samt bis zu den gestickten Schuhen und Pantoffeln hinab. Solche Verschwendung haben Bürgerweiber und Töchter nachgemacht, welche kaum das liebe Brot anzuschaffen vermögen, ja selbst die Mägde. Es wird nun ein Termin bis zum Palmtag gesetzt, an welchem alle wieder in der früheren Tracht erscheinen sollen, bei 15 Kreuzer Strafe.

Bloß die Ratsherrenfrauen dürfen ihrem Stande gemäß eine Auszeichnung haben.“

Diese Schilderung Alt-Aalens besticht nicht allein durch die Genauigkeit einer Beobachtung, die ihr zugrunde liegt, sondern sie vermag auch jene kleinbürgerliche Stimmung, die gleichermaßen beschauliches Behagen wie heimelige Gemütlichkeit beinhaltet, wiederzuspiegeln.

Dennoch waren die Bürger bemüht, das Aussehen ihres Städtchens zu verbessern. Hermann Bauer stellt die redlichen Anstrengungen, für Aalen ein städtischeres Bild zu erreichen, deutlich heraus. Freilich sah man sich gezwungen, dieses Ziel ohne den Einsatz größerer Geldmittel zu erreichen. So versuchte man, die Fachwerkstruktur der Häuser hinter Putz zu verbergen, Dunglegen aus der Stadt zu verbannen, Straßen und Stadtbach sauber zu halten und mehr Gartenpflege zu betreiben. Eine beschränkte Finanzbasis und das Bedürfnis nach Modernisierung des Stadtbildes gaben auch die entscheidenden Impulse, daß damals die mittelalterlichen Befestigungswerke nahezu restlos verschwanden. Diese Anlagen mit ihren Toren, Türmen, Mauern und Gräben waren aus militärischen Gründen entstanden und machten eine Stadt zu einer Art Festung. Doch im 18. Jahrhundert und vor allem in den zahlreichen Kriegen unter Napoleon mußten bei den damaligen verteidigungstechnischen Möglichkeiten solche Werke als lächerlicher Anachronismus einer längst vergangenen Zeit erscheinen. In der Tat hatten derartige Befestigungen keinen Sinn mehr. Sie waren nur noch dazu geeignet, durch ständig anfallende Reparaturen die ohnehin geschwächte Stadtkasse weiter zu belasten. Die Tor- und Befestigungstürme wurden, weil jahrzehntelang immer mehr vernachlässigt, mehr und mehr baufällig; eine beständige Flickarbeit war notwendig. Für eine gründliche und durchgreifende Instandsetzung oder Wiederherstellung fehlte das Geld. So wurden die allermeisten Türme des Mauerringes in den Jahren nach 1800 abgebrochen. Auch an der Stadtmauer, die seit Jahrhunderten das Städtchen und seine Bewohner schützte, nagte der Zahn der Zeit. Ihr ständig schlechter werdender baulicher Zustand erforderte jährliche Ausbesserungen. Auch mußten immer wieder eingestürzte Mauerteile ergänzt werden. Kein Wunder, daß sich im Hinblick auf die schwächer werdende Finanzkraft und die seit 1793 anfallenden erheblichen Kriegsausgaben allmählich die Erkenntnis durchsetzte, daß die Unterhaltung der Stadtmauern nicht mehr zu den wichtigsten Aufgaben eines Gemeinwesens gehöre. So fiel auch der Mauerring Stück für Stück dem Abbruch zum Opfer. Aber nicht allein die fehlenden Geldmittel waren schuld, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Erhaltung der Tore, Türme und Mauern nicht mehr in Frage kam. Dem rationalistischen Geist jener Zeit war jegliche historisierende Schwärmerei fremd. Auch manch andere Stadt opferte damals die ehrwürdigen Bauzeugen ihrer Vergangenheit gleichsam als Tribut an die aufziehende „neue Zeit“. Ja, der Abbruch mittelalterlicher Befestigungswerke, mögen wir ihn heute auch zutiefst beklagen, wurde damals geradezu als städtebaulicher Fortschritt empfunden.

Ausgesprochen freundlich begegnete der Stadt Theodor Griesinger in seinem 1866 erschienenen Werk „Württemberg“, das er nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten zeichnete. Er rühmte „das sehr ansehnliche und äußerst freundlich . . . gelegene Städtchen Aalen“, dem er eine große Zukunft prophezeite. Die Zahl seiner Bewohner „dürfte sich bald ansehnlich steigern, denn es bildet jetzt die . . . Eisenbahn hier einen Knotenpunkt, welcher dem Handel sowie der Industrie einen merkwürdigen Aufschwung geben muß. Übrigens auch jetzt schon gehört Aalen zu den lebhaftesten Städten des Landes, wie man deutlich daraus ersieht, daß sich hier außer den gewöhnlichen, aber sehr bedeutenden sogenannten Kleingewerben sowie außer der starkbefahrenen Fruchtschranne, ungewöhnlich viele Fabriken . . . befinden. Überdem beschäftigt der Bergbau sehr viele Leute . . . Kurz, in Aalen herrscht Regsamkeit und man sieht es den Einwohnern schon am Gange an, daß sie nicht zu den Schlafmützen und Kopfhängern gehören.“¹⁴

Die Eisenbahn hatte in der Tat einiges Leben in die Stadt gebracht. Auch die seit der Jahrhundertmitte nach und nach entstandenen Industriebetriebe hatten neue Menschen in den nun wachsenden Ort geführt. Aalen begann langsam sein Gesicht zu verändern, freilich ohne seine angestammte Eigenart schlagartig aufzugeben. Noch bis zum Zweiten Weltkrieg bewahrte die Stadt das Fluidum einer alten Zeit. Diese Stimmung hat Frieda Borst in den Erinnerungen an ihre Kindheit niedergelegt¹⁵:

„Der Bahnhof, ein Knotenpunkt für vier Verkehrsrichtungen, spielte eine große Rolle, und die Hotelburschen in grüner Schürze und Mütze sind in zuvorkommender Weise bemüht gewesen, die Gäste in ihre Hotels zu bringen. In der Haupt- und Bahnhofstraße waren die Geschäfte angesiedelt. Es waren kleinere Läden, in denen man alles bekam, was man brauchte. Durch die Schul- und Mittelbachstraße lief ein Bach, der mit Holzbohlen abgedeckt war. Diese polterten so schön, wenn man darübersprang. Überhaupt die Altstadt mit ihren alten Häusern, Winkeln und Gäßlein hatte es uns Kindern besonders angetan. Hier konnte man so herrlich Fangerles und Verstecken spielen. Auch wenn sich dort so allerhand Gerüche verbreiteten, so störte uns das nicht.

Die Herrenmühle war mit ihren morschen Balken und den hölzernen Außenstiegen der reinste Abenteuerspielplatz. In meiner Kindheit gab es noch keine asphaltierten Straßen. Die Straßen wurden damals mit Kalksteinen aus den Steinbrüchen der Umgebung befestigt und oft sah man am Straßenrand den Steinklopfer auf seinem einfüßigen Schemel sitzen und Steine klopfen. Wenn die zwei oder drei Autos, die es in Aalen gab, durch die Stadt fuhren oder wenn Onkel Karl behäbig mit seinem Kuhfuhrwerk auf den Acker fuhr oder wenn der mit Pferden bespannte Brauereiwagen lange Stangen Eis vom Eisweiher in die Gastwirtschaft nebenan brachte, dann folgte diesen Gefährten eine große Staubwolke hinterher.

Zum Bekanntmachen von städtischen Bestimmungen hatte man den Ausscheller. Er

zog durch die Stadt, stellte sich mitten auf die Straße und schellte laut mit einer großen Handglocke, so daß sich alle Fenster öffneten, und leierte dann seinen Spruch herunter . . . Es gab einige Originale in Aalen, so den Bendeles-Schneider [aus Wasseraalfin-gen]. Er war ein kleines Männlein und konnte die Nase in den Mund stecken. Immer lief eine Schar Kinder hinter ihm drein und gab sich erst zufrieden, wenn er sein Kunststück gezeigt hatte. Auf der Mauer am Ausgang zum Bahnhof saß, eine weiße Schürze umgebunden, mit einem Korb Brezeln, der Brezgenblase. Laut rief er allen Ankommenden zu: 'Brezgen, Brezgen, das Stück für 3 Pfennig, weil's Du bischt, kriegst 3 Stück um 10 Pfennig.' Wir waren in einer gemütlichen Kleinstadt. In gewissen Abständen kam der Drehorgelmann und sang seine schaurigen Moritaten oder es tauchte der Bärenreiter auf, dessen Bär lustig im Kreise tanzte. Obwohl meine Mutter sehr sparen mußte, durften wir immer etwas in die Mütze legen. Auch Scherenschleifer mit ihrem Schleifstein, der mit Fußantrieb lief, kreuzten auf; ferner Schirmflicker und Fegsandverkäufer . . .

Auf dem Bohlschulplatz gastierte jedes Jahr der Zirkus Knie und es war schaurig schön, wenn die Seiltänzer im Freien ohne Netz über das Seil gingen oder wenn sich ein indischer Fakir eingraben ließ. Auch Schiffschaukeln und Karussells waren öfters im Jahr aufgestellt und die Drehorgeln schnepperten bis Mitternacht. Wenn man sich dann mit den Kindern von Schaustellern anfreundete, durfte man umsonst Karussell fahren und das war natürlich doppelt schön. Ein besonderes Ereignis war damals auch der Zeppelin, der über Aalen hinschwebte. Erschien ein Flieger am Himmel, so bestaunte man ihn als Weltwunder. Jeder Festzug, der sich zum Festplatz bei der Parkschule bewegte, ging an unserem Haus vorbei und wir hatten an unseren Fenstern immer erste Plätze. Ebenfalls zogen die Trauerzüge vorbei. Wenn der Leichenwagen, der von zwei Rappen gezogen wurde, vorbeifuhr, schaute man vorsichtig hinter den Gardinen vor und konnte an den begleitenden Angehörigen erraten, wer wohl gestorben war . . . Der Sankt-Johann-Friedhof mit seinem alten Kirchlein gehörte eigentlich ganz selbstverständlich zu meiner Kindheit . . .

Zusammen mit den Kindern der Nachbarschaft hatten wir viel Platz und Abwechslung zum Spielen. Der Bohlschulplatz war ideal für Ballspiele. Im Kocher konnte man, wenn er wenig Wasser führte, so schön herumwaten und bis zu Essigwinters Anwesen vorpirschen und die an der Böschung herabhängenden Stachelbeeren zupfen. In den Anlagen sahen wir den älteren, messerspechtenden Buben zu und es war aufregend, wenn der Polizist auftauchte und wir alle davonrannten und seiner Verfolgung geschickt zu entkommen suchten . . . Hinter der Bohlturhalle führte ein Fußweg durch Wiesengelände zu unserem Obstgarten hin, wo wir uns richtig austoben konnten. Wenn es aber dunkel wurde und die Gaslaternen an den Straßen angezündet wurden, kehrten wir rasch nach Hause zurück, denn vor allem unsere Großeltern wußten von Geistern, Hexen und nicht zur Ruhe gekommenen Toten zu berichten, die in der Dunkelheit auftauchten. Wenn wir dann wieder alle im Schein der Petroleumlampe

um den großen Tisch saßen und unsere Hausaufgaben machten, fühlten wir uns geborgen und redlich müde.“

Die Reihe der Stimmen, die sich zu verschiedenen Zeiten recht unterschiedlich über die Stadt Aalen geäußert haben, sei beschlossen mit einem Text, den der Dichter und Schubart-Literaturpreisträger Georg Holzwarth im Jahre 1986 verfaßt hat¹⁶:

Dreifache Annäherung

Ich habe nie in Aalen gewohnt, was natürlich nichts besagen will. Ich bin in Lautern aufgewachsen und wohne seit 1964 in Tübingen. Die Grenze zum alten Kreis Aalen verlief anderthalb Kilometer südlich meines Heimatortes und schnitt hier die Straße nach Lauterburg. Dorthin wurde ich von der Mutter in wohldosierten Abständen zur Kirche geschickt. Solche Art Grenzgängerei macht hellhörig für Unterschiede.

Ich habe mich dreimal in meinem Leben Aalen angenähert. Die Gründe waren unterschiedlich, ebenso die Motive. Auch der Grad der Annäherung war nicht immer derselbe, die Erwartungen kaum miteinander vergleichbar. Ich habe mich Aalen schrittweise genähert und, wie ich glaube, immer ein Stückchen mehr.

„Annäherung“, das hat nicht viel zu tun mit Erfassen, Durchschauen, Erkennen. Annäherungen halten keine gesicherten Erkenntnisse bereit. Nichts läßt sich verallgemeinern, alles will subjektiv bleiben. Ich bin mir der Vorläufigkeit dessen, was ich da bemerkt zu haben glaube, durchaus bewußt. Korrekturen sind, soweit geboten, möglich. Aber: Was ich mit eigenen Augen gesehen habe, bleibt ein Teil von mir und ist als solcher auch mitteilbar.

Erste Annäherung

Es ist Sonntag. Ich bin ungefähr fünf Jahre alt, habe demzufolge noch wenig von der Welt gesehen, bin aber ziemlich neugierig. Es ist Sommer. Nach dem Mittagessen die vom Vater angeordnete Wanderung. Wir folgen dem Takt seines Spazierstocks auf den Rosenstein. Der beschwerliche Aufstieg zur Hochfläche wird in der Regel an der Waldschenke sprudelversüßt. Heute jedoch hat Vater anderes vor. Ich werde gegen meinen Willen auf den Ostfelsen gedrängt, blicke, von der Mutter an der Hand gehalten, hinunter ins Tal der Lauter, sehe auf mein Heimatdorf, das nur aus Dächern zu bestehen scheint und habe Mühe, unser Haus zu finden. Dann schaue ich auf den gegenüberliegenden Pfaffenberg, lasse meinen Blick den nördlichen Abhang hinuntergleiten, um schließlich bei heckengesäumten Wiesen zu verweilen.

Da drängt sich Vater neben mich. Ich müsse noch weiter in die Ferne schauen, solle meinen Blick mehr zum Horizont hin richten, dies hier im Vordergrund sei doch hin-

länglich bekannt. Und er weist mich flugs in den Gebrauch des Fernglases ein. Als ich es mir zum ersten Mal vor die Augen halten darf, gibt Vater die Blickrichtung an. Er will wissen, was ich sehe. Ich sage „Häuser“ und versuche, mir die verengende, zugleich den Ausschnitt näher heranholende Wirkung des Fernglases klarzumachen. „Was für Häuser?“, fragt Vater. Ich kann sie ihm nicht beschreiben, fehlt ihnen doch vieles, was in Lautern Häuser ausmacht.

„Das ist Aalen“, sagt er schließlich und vermeidet bewußt die mundartliche Aussprache des Wortes. Zunächst ist Aalen für mich nicht mehr als ein Wort, aus zwei Silben bestehend, eine Abfolge von Lauten. Dominierend das a, es hat öffnenden Charakter, ruft Erwartungen hervor, zielt auf Erstaunen und das auch noch gleich in der Verdoppelung. Das kurze -len wischt alles wieder vom Tisch, läßt die Erwartungen zu Illusionen gerinnen.

„Aalen ist eine Stadt“, sagt der Vater. Ich möchte wissen, was das sei, eine Stadt. Ein Ort, viel größer als Dörfer, mit Fabriken, Geschäften, schönen Häusern, einem Bahnhof usw.

Ich schaue also zum ersten Mal in meinem Leben auf eine Stadt, und mein noch für einige Zeit distanziert bleibendes Verhältnis zu ihr ist trotzdem ein inniges. Denn meine erste Stadt wird zum Inbegriff der Stadt, zur Stadt schlechthin. Als Mutter und ich einige Zeit später mit dem Zug nach Schwäbisch Gmünd fahren, frage ich sie beim Verlassen des Bahnhofs: „Sind wir jetzt wieder in Aalen?“

Zweite Annäherung

1960 entläßt mich das Progymnasium Heubach mit der Mittleren Reife. Ich habe in Heubach begonnen, drei Fremdsprachen zu lernen, am Schubart-Gymnasium in Aalen gibt es einen neusprachlichen Zug mit Latein. So wird Aalen Schulort für mich.

Mühsam die Anfahrt: Mit dem Fahrrad von Lautern nach Mögglingen, dort in den Zug nach Aalen gestiegen, vom Bahnhof zur Schule gegangen, ich bin fast eine Stunde unterwegs, bis ich mich erleichtert und beklommen zugleich in die Schulbank setze.

Ich kenne niemanden, nichts kommt mir vertraut vor. Ich bin in einer Klasse, in der jeder alles kennt: die Lehrer, die Mitschüler, die ungeschriebenen Gesetze des schulischen Zusammenlebens. Da mich keiner kennt: Mißtrauen, Auf-den-Zahn-Fühlen, Abwarten. Hinzu kommt noch das gestrenge, bisweilen zynische Regiment mancher Lehrer. Angst überlagert alle anderen Empfindungen.

Und die Stadt? Auf dem Weg vom Bahnhof zum Schubart-Gymnasium zeigt sie sich wirklich nicht von ihrer anmutigsten Seite. Vieles nehme ich nur flüchtig wahr, meine Neugierde ist gedämpft. Die Topographie des Aalener Stadtwaldes jedoch wird mir

innerhalb weniger Wochen bestens vertraut. Da das Rauchen auf dem Schulhof verboten ist, wird der Stadtwald zum Ort, wo mit aufsichtführenden Lehrern Versteckspiele geübt werden. Die Kenntnis des Geländes entscheidet über Sieg und Niederlage.

Richtig gelöst kann ich die Stadt erst nach Einbruch der Dunkelheit erleben. Dann hat sie für mich ein anderes Gesicht, ein angstfreies, menschliches. Die Tanzstunde wird gemacht, die unvermeidlichen Partys, die üblichen Saufereien. Der Alkohol macht uns aufsässig. Regelmäßig bringen wir einigen von uns gehaßten Bürgern nächtliche Ständchen dar, singen Nazilieder und Unflätiges. Wir bewerfen zu mitternächtlicher Stunde die Büste Schubarts mit Bierflaschen, weil wir auch den Dichter auf dem Sockel in grotesker Verkennung der Tatsachen für einen Repräsentanten bürgerlicher Sittlichkeit halten.

Die Stunden der Ernüchterung sind grausam. Das Abitur bringt das überfällige, doch letztlich auch versöhnliche Ende.

Dritte Annäherung

Es ist ein Sommertag im Juli 1986. Ich habe in der Umgebung Aalens zu tun. Man hat mir erzählt, die Stadt habe sich stark verändert. Ich bin neugierig geworden. Am späten Nachmittag stelle ich das Auto in der Nähe des Bahnhofs ab. Mein alter Schulweg liegt vor mir. Wie wenig sich doch verändert hat! Dieselbe Buchhandlung, dasselbe Fotogeschäft, das gleiche Grau des fast menschenleeren Straßenzuges. Ich warte an der Ampel, wie ich das vor über zwanzig Jahren unzählige Male getan habe.

Doch dann die Überraschung, das Neue: eine menschenbelebte Fußgängerzone, ein Brunnen, ein künstlicher Bach. Statt parkender Autos beliebig abgestellte Kinderwagen, statt Motorenlärm menschliche Stimmen. Ich schaue auf zufrieden spielende Kinder, ungewohnt unbesorgte Mütter, auf sitzende Menschen, die miteinander plaudern, ein künstlich geschaffenes Ambiente zwar, doch man läßt sich darauf ein.

Angesichts der Fülle des Neuen droht mir für einen Moment die Orientierung verloren zu gehen. So folge ich kurzerhand den frisch gepflanzten Bäumen, den grünen Sitzgelegenheiten, eben den Straßen durch den sanierten Teil der Altstadt.

Gelegentliche Blicke nach links, vom Lärm der verkehrsgeplagten Durchgangsstraße veranlaßt, kein schöner, immerhin ein ehrlicher Durchblick. Schließlich stehe ich vor einer Absperrung. Ein riesiges tuchartiges Gebilde ist aufgespannt, ein Mann spritzt staubbindend Wasser. Man erzählt mir, ein Haus werde abgerissen, müsse etwas Neuem weichen, was die „Planungsgesellschaft“ an seiner Stelle vorgesehen habe.

Ich gehe ziellos weiter, will mich überraschen lassen. Ich lese einzelne an die Wände gesprühte Parolen: „Alle haben Krebs“, „Atomtod“, „Wir sind alle verseucht“. Das noch nicht sanierte Aalen meldet sich unübersehbar zu Wort. Doch keine Irrita-

tion geht von solchen Parolen aus, zu tief sitzt noch der Eindruck des realen Geschehens.

Etwas anderes irritiert mich zusehends. Ich fange an, mich zu wundern über meine schnelle Vertrautheit mit dem, was ich sehe. Doch ist es sichtbar nicht mehr das Alte, das ich vor rund 25 Jahren kennenlernte. Es ist alt und neu, aber nicht so neu, daß ich den Eindruck hätte, es zum ersten Mal zu sehen. Momente des Wiedererkennens stellen sich ein, wie sie eigentlich gar nicht sein dürften. Eine gestalterische Handschrift ist zu entziffern, deren Alphabet man annäherungsweise zu kennen glaubt, weil man es so oder ähnlich in anderen Städten bereits buchstabiert hat. Wo bleibt da Eigenständiges?

Johann Gottfried Pahl, der große Sohn Aalens, schrieb 1802 in seiner „Nationalchronik der Deutschen“: „Kurzsichtige Fremdlinge haben sich oft über diese grauen, hölzernen Häuser lustig gemacht, weil sie nicht vertüncht sind wie die neue Welt, und über diesen altdeutschen Kittel, weil er nicht in dem Geschmack der gaukelnden, wandelbaren Mode zugeschnitten ist. Aber ich habe Höfe und Residenzen, große Handelsplätze und manches deutsche Athen gesehen, und nirgends fand mein Herz diese Sättigung als in dir, gute Stadt meiner Väter . . .“

Und Robert Musil schreibt in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“: „Es ist eine Welt von Eigenschaften ohne Mann entstanden, von Erlebnissen ohne den, der sie erlebt.“ Wer kann uns garantieren, daß in Abwandlung des Musil'schen Zitats die „Stadt ohne Eigenschaften“ nicht irgendwann einmal so aussieht: „Es ist eine Welt von Eigenschaften ohne Stadt entstanden, von Erlebnissen ohne die, die sie erlebt.“

Ich bin mittlerweile auf dem Marktplatz angelangt. Das Sonnenlicht ist mild geworden. Einkaufende. Geschäftig Vorbeieilende. Am Brunnen spendet Eis vielfache Kühlung. Vexierspiele in den Schaufensterscheiben der Geschäfte. Altes und Neues ist eine unverwechselbare Synthese eingegangen. Ich gehe auf und ab und kann mich nicht satt sehen.

Zuletzt stehe ich vor dem Rathaus. Eine Zeile aus einem Lied des Schweizer Liedermachers Ernst Born fällt mir ein: „Wie wird Beton zu Gras?“ Ich weiß es nicht. Wer weiß das schon? . . .

Anmerkungen:

- 1 Sebastian Münster, *Cosmographia oder Beschreibung der ganzen Welt*, 1544, zitiert nach der Ausgabe Basel 1628, S. 988/989
- 2 Matthäus Merian, *Topographia Sueviae*, Frankfurt 1643, S. 6
- 3 Philipp Knipschild, *Tractatus politico-historico-juridicus de juribus et privilegiis civitatum imperialis*, Ulm 1687, S. 629

- 4 Der Spion von Aalen, Blätter für Heimat und Heimatpflege, Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten, 1924 Nr. 5, S. 1–3
- 5 Immanuel Kammerer, Aalen um 1780 – Blätter aus einem Reisetagebuch, in: Der Spion von Aalen, a. a. O., 1924 Nr. 1, S. 2
- 6 Christian Friedrich Daniel Schubart, Gesammelte Schriften und Schicksale, Bd. 1, Stuttgart 1839, S. 16, 20
- 7 Johann Leonhard Rieger, Ueber den Zustand der Reichs-Stadt Aalen, ihren Ueberfall von den Franzosen und den dabey erlittenen Schaden, Aalen 1796, S. 5–8
- 8 August Gabler, Goethes Reisewege durch Bayerisch Nordschwaben, in: Der Daniel, Heimatkundlich-kulturelle Vierteljahrsschrift für das Ries und Umgebung, 1970 Nr. 1, S. 16
- 9 Fritz Richert, Am Totenbett der Reichsstädte, o. O. u. J., S. 288/289
- 10 Johann Gottfried Pahl, Meine Vaterstadt, in: Nationalchronik der Deutschen vom 24. 11. 1802
- 11 Philipp Ludwig Hermann Roeder, Geographie und Statistik Wirtembergs, Stuttgart 1821, S. 83, 84
- 12 Karl Julius Weber, Reise durch das Königreich Württemberg, 1826 (Nachdruck Stuttgart 1978), S. 201
- 13 Hermann Bauer, Geschichte und Beschreibung der ehemaligen freien Reichsstadt Aalen, Aalen 1852, S. 7, 9, 11–14, 55, 56
- 14 Theodor Griesinger, Württemberg, nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet, 1866 (Nachdruck Frankfurt 1978), S. 300–302
- 15 Frieda Borst, Rückblende auf die Jahre zwischen 1920–1950, Maschinenschriftliches Manuskript (Kopie im Stadtarchiv Aalen)
- 16 Georg Holzwarth, Dreifache Annäherung, Maschinenschriftliches Manuskript (Kopie im Stadtarchiv Aalen)